

Einige Worte
über Johannes Kühn

Die Welt ins Gedicht holen

Sebastian Kleinschmidt

Johannes Kühn, der Dichter der Ländlichkeit, der kosmologische Dörfler aus dem saarländischen Hasborn, ist im Februar siebzig Jahre alt geworden. Von der naiven, kraftvollen Ursprünglichkeit seines Weltstaunens hat er nichts verloren. Es gibt keinen Lyriker in Deutschland, der auf so wundersame Weise Pflanzen und Tiere, Wetter und Wind, Erde und Himmel verehrt. In „Die Landschaft schreibt“ heißt es:

...niemand liest aus, / niemand liest aus die Schrift / der Ulmenbäume / am Ufer des Landwegs. // Ich habe begonnen / mit jungen Augen, / ein Kind, / mir tun von Wanderungen / und endlosem Lesen die Augen weh.

Geboren in einem 2500-Seelen-Dorf im Hunsrückvorland, einer bewaldeten Hüggellandschaft, hat Johannes Kühn, ältestes von neun Kindern, der Vater Bergmann, der Großvater Schmied, von früh an das Buch der Natur aufgeschlagen vor Augen gehabt. Das Gedicht „Pflüger“ berichtet davon:

Nur einen Pflug hatte mein Großvater für vierzehn Felder. / Bei sieben war ich Kuhlreiter, / bei sieben mein Bruder, / der alte Mann hatte uns so eingeteilt. / Auf dem Feld zum Galgenberg / gab es die Lerchenflüge, / ich sah sie mir immer an. / Auf dem Feld am großen Weg / gab es die Raben, / ich sah sie mir immer an. / Auf dem Feld vor der Wetterkuppe / liefen die Hasen, / ich sah sie mir immer an. / Auf dem Feld am Graben / gab es Rehe, / ich sah sie mir immer an. / Auch bei den anderen Feldern / gab es Sehens-

wertes, / und beim siebten Feld am Friedhof / gab es Gräber zu sehen, / ich sah sie mir nur selten an. // Da lagen die Pflüger des Dorfs, / die toten, ihre Sprüche vertan, / ihr Singen, / ihr Fluchen, / untergegangen wie ein Blatt in der Furche.

Johannes Kühn hat seiner Heimatregion die Treue gehalten, er lebt noch heute dort, wo er geboren ist. Jeden Tag unternimmt er Wanderungen, jeden Tag geht er ins Gasthaus, jeden Tag schreibt er Gedichte. Die Anerkennung durch die Bewohner und durch die große Öffentlichkeit hat lange auf sich warten lassen. Heute aber ist sie da. Als er 1996 den Christian-Wagner-Preis erhielt, schrieb er das Gedicht „Der Preis“:

Oft schon / hab ich gemeint, nur zementne Puppen / seien um mich, / keine Rührung / brachte in sie / der Wolkenhimmel, den ich beschrieb, / und das Himmelsblau. / Wie Tote / standen wir uns gegenüber. / Von Zeit zu Zeit / lachte eine der zementnen Puppen / hohl. // Besser als Kieselsteine säen / oder den Wind kämmen, / gar den Fluß verteilen / an Fischer, die tot sind, / ist so ein Preis. / Er fühlt sich kräftig an / und ist es. / Man kann durchatmen vor einem Elendstag, / den Wolf braucht man nicht zu bekämpfen / mit bloßem Arm, / man kauft sich ein Gewehr, wens nottut. / Und man kann sich, / wenn man Verse schreibt, / mit Wein bestrafen.

Für einen wie Johannes Kühn sind alle Dinge dieser Welt Gelegenheiten, ein Gedicht zu ersinnen. Mehr als 8000 hat er ge-

schrieben, zirka tausend davon sind publiziert. Produktive Leute pflegen aus ihrem Beruf kein Mysterium zu machen. Verse schreiben, sagt Kühn, sei weder ein Wunder noch ein Geheimnis, sondern ein Handwerk. Und bei seiner nüchternen Art, die Sache zu sehen, hätte er hinzufügen können: Wunder oder Geheimnis, das ist die Welt, sie ins Gedicht zu holen ist lediglich Erfahrung. Seine Poetik fasst er so zusammen: „Ich habe gelernt, mich der Welt mit staunenden Sätzen zu nähern.“

Darüber hinaus verrät er nicht viel, und vom lyrischen Geschäft überhaupt sagt er geradezu sokratisch schlicht: „Der Dichter wartet nicht auf Stimmungen. Er holt ein weißes Blatt Papier und beginnt mit dem Schreiben. Dabei kommt ihm sein handwerkliches Können zugute. Also, der Dichter muss sein Handwerk kennen wie ein Schmied.“

Das ist nicht der schlechteste Vergleich. Die Skala reicht vom Hufschmied bis zum Goldschmied. Und wie es sich für einen Schmied gehört, nimmt man auch Aufträge an. Das kann ich bezeugen. Ich wollte Gedichte von Johannes Kühn für Sinn und Form. Wie aus der Pistole geschossen kam die Antwort: „Nennen Sie mir ein Thema.“ „Tiere“, erwiderte ich, „egal welche.“ Vier Wochen später bekam ich fünf Gedichte. Sie heißen „Der Schwan“, „Der Keiler“, „Die Kröte“, „Das Hausschwein“ und „Der Fuchs“ und stehen alle in der Zeitschrift. „Der Schwan“ geht so:

Er biß den Nebel, / er biß die scharfe Luft / und schwamm die Wellen entzwei. // Wirf du nur, / unfreundlicher Mensch, / Steine ins Wasser, / er hat für dich keinen Blick, / rudert in die Bucht, / glänzt wie ein Schneefleck, / der ruht, als sei er da, / den Winter zu bezeugen / als treuen Freund der Jahre. // Es tröstet mich, / denn das alte Liebesblut / pocht nicht mehr in diesen Zeiten. // Der Liebesbrief / der Jugend / gelingt nicht

mehr, / so weiß wie deine Federn, / Wasservogel, / war er. // Schwimm, Schwan, / erweck keine andren Erinnerungen.

Wer seine Aufträge so erledigt, muss um neue nicht bangen. Bald ergab sich wieder eine Gelegenheit. Johannes Kühn sagte: „Nennen Sie mir ein Thema.“ Darauf ich: „Der Tod.“ Vier Wochen später kamen die Gedichte. Auch sie stehen in Sinn und Form. Der Dichter folgt hier Platos Lehre, dass es Aufgabe der Philosophie sei, den Menschen mit dem Alter und mit dem Tod zu versöhnen.

Ich habe auch noch ein drittes Mal eine Bestellung aufgegeben an die poetische Küche von Johannes Kühn. Aus unerklärlichen Gründen war ich auf den Geschmack der Zukunft erpicht. Auch dieses Mahl hat er zubereitet:

Begegnung mit der Zukunft

Lad sie ein, / freundlich, / wenn du weißt, wo sie ist, / wenn du die Richtung kennst, / in welche du rufen muß! / Wenn sie je kommt, / so frag die nebelumhüllte / und eisige Frau / vorsichtig und scheu, / berüh nicht den Schleier, / berüh nicht ihr Kleid. / Sie ohrfeigt dich, / verläßt dich / hohngrinsend. // Ich glaub, / ihr ist die Sprache verboten / wie den Fischen.

Benno Rech, Kühns treuer Freund, Archivar und Editor, hat wiederholt berichtet, wie seine Gedichte entstehen. Nämlich so: Sie fallen ihm zu. Sie kommen ihm auf Spaziergängen, im Bus oder im Gasthaus, und dann werden sie in einem Zug zu Papier gebracht. Für mich sind es Gedichte, die in die Seele der Dinge dringen, ins Gemüt der Kreatur, Gedichte, die mit wenigen Strichen Leib und Gesicht der Landschaft zeigen. Ihre Sprache ist einfach, Heidegger würde sagen: Sie ist ins Einfache gesteigert. Johannes Kühns Verse lassen sehen und fühlen, wie einem zu Mute ist, wenn er liebt oder wenn er hasst, wenn er froh ist oder betrübt.

Und darum geht es.

Cadenabbia am Comer See, September 2004